



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

-D.-: Die Oestreicher im schleswig-holsteinischen Kriege. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gemeinde, die er zuerst auf die Bühne brachte, hat seitdem allenthalben, in der Presse, in den Ständekammern und den Volksvereinen zu debattiren begonnen.

Wer sind nun die Dichter des Tells vorzugsweise gewesen? Politisch und religiös unterdrückte Deutsche und Schweizer. Mit ihrer Zeit in Fehde liegend, suchte ihr nach innen zurückgedrängtes Freiheitsstreben durch die Bearbeitung der Tellengeschichte einen Ausweg. Ruoff verläßt die faule Priesterstadt Konstanz, wandert nach dem geistig bewegten Zürich aus, sicht hier für die neue Kirche zwei Glaubensschlachten mit und schreibt dann sein politisch-religiöses Tendenzstück Tell für seine neuen Mitbürger.

Der berner Stadtbürger Samuel Henzi hat seinen Geist ein halbes Leben lang gezeitigt und erntet dafür bei seinen berner Oligarchen nichts als die Landesverweisung. In dieser Zeit des Exils schreibt er sein Trauerspiel Grisler, kehrt heim, um sich gegen seine politischen Feinde zu verschwören, und wird von ihnen aufs Schaffot geschickt. Als dann um Mitte des vorigen Jahrhunderts das Licht der Vernunft sogar in die Klöster dringt, als sogar der Papst die Feder ergreift, um die Aufhebung des Jesuitenordens zu unterzeichnen, da überläßt sich der luzerner Priester Joh. Ign. Zimmermann den Schwingungen der Neuzeit, tritt aus dem Orden, bezieht die protestantische Stadt Bern und verfaßt seinen Tell. Umbühl ist von allen Uebeln des Jahrhunderts zugleich heimgesucht; zu Hause von der äußersten Armuth, von der Hartköpfigkeit seiner Bauern, von der Herrschsucht der Ortspfarrer, von dem Kastenstolze der regierenden Herren gegenüber dem geknechteten toggenburger Unterthan. Die kühne Antwort des armen Schulmeisters an seine bald darauf verjagten Landvögte ist sein Tell. Nicht anders waren Schillers erste und letzte Dramen ein öffentlicher Protest gegen geistliche und weltliche Despotie. Mit dem Schauspiel die Räuber ging Schiller flüchtig aus Schwaben, mit dem Schauspiel Tell sinkt er zu Weimar in sein Grab. Das Urnerspiel war eine vorfrühe Weissagung des poetisch zu Erfüllenden, Schillers Tell ist ihre patriotische und künstlerische Erfüllung. —

---

## Die Oestreicher im schleswig-holsteinischen Kriege.

### 2.

Den der Erholung in hohem Grade bedürftigen gablenzischen Truppen wurden nach dem Tage vom Deversee einige Rasttage vergönnt, und außerdem änderte man die Marschordnung des Armeecorps dahin ab, daß die beiden

Brigaden Gondrecourt und Rostiz in die Queue, die andern Truppen aber an die Spitze der Colonnen kamen. Doch erfolgte auch nach dem Weitermarsche des Armeecorps zunächst kein Ereigniß von Bedeutung. Nach einem mehrwöchentlichen Stillstand der Operationen, dessen Erklärung ebenso sehr in dem Bestreben der Dänen, neue Kräfte zu sammeln und bis dahin jedem größeren Gefechte auszuweichen, als in der für die Allirten immer gebieterischer herantretenden Nothwendigkeit, ihre Reserven und Verpflegungsanstalten näher heranzuziehen, in der Ungunst der Witterung und vor allem vielleicht in den Bemühungen der Diplomaten zu suchen ist, rückten die Oestreicher langsam gegen Norden und concentrirten sich zuletzt in und bei Hadersleben, wo sie das letzte Drittel des Februar und bis zum 6. März verblieben, in Gemeinschaft mit der preussischen Gardedivision das unter dem Generalleutenant Hegermann-Lindenkroner stehende dänische Corps beobachtend, während das Gros der preussischen Truppen vor den düppeler Schanzen Stellung nahm. Erst das Herannahen des dänischen Corps gegen die in Kolding stehende preussische Gardedivision veranlaßte ein abermaliges Vorrücken der Oestreicher. Dieser Vormarsch erfolgte in zwei Colonnen, von welchen die eine, unter Gablenz' eigenem Befehle stehend und aus den Brigaden Gondrecourt, Rostiz und Dobrzenski nebst dem größten Theile der Artillerie des Corps zusammengesetzt, über Kolding, von wo die Preußen gegen Fredericia vordrangen, gegen Beile vorrücken sollte, während Feldmarschallleutenant Graf Reipperg mit dem Reste des östreichischen Armeecorps und einer preussischen Cavalleriebrigade die Koldingau bei Eistrup überschreitend, gleichfalls auf Beile sich dirigierte. Der Disposition gemäß hätte Reipperg mit seinen Truppen zuerst auf den Feind treffen sollen. Der Uebergang über die Koldingau aber war — so erzählen officiöse Berichte — des anhaltenden Regenwetters wegen mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß diese Colonne um mehre Stunden aufgehalten wurde, und so kamen also gerade jene Truppen, welche man hatte schonen wollen, abermals in das Gefecht.

Indessen ging es auch bei der Hauptcolonne nicht ohne Verstöße her. Das Dragonerregiment Windischgrätz marschirte den übrigen Truppen weit voraus, so daß es im Falle eines Zusammenstoßes auf keine rechtzeitige Unterstützung hoffen durfte. Man rechnete zu sehr auf das Erscheinen Reippergs. Endlich machte das Regiment Halt, um die andern Truppen abzuwarten, ließ aber seine eigene Avantgarde in das Blaue vorreiten. So wurde denn diese kleine Truppe plötzlich von einer weit überlegenen dänischen Cavallerieabtheilung angegriffen und fast total aufgerieben, wobei ihr Anführer schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Diese Affaire war allerdings ein Unfall, aber eben kein solcher, von dem viel Aufhebens zu machen gewesen wäre. Aber daß der Offizier zufällig ein Graf Czernin war, änderte die Sachlage,

und so wurde über den Unfall dieses einen Zuges größeres Wehklagen als vielleicht in früherer Zeit über den Verlust einer Schlacht erhoben.

Die Dänen, sich mit dem gemachten kleinen Fange begnügend, zogen sich, nachdem auch die zurückgebliebenen Brigaden der österreichischen Colonne sich ihrer Avantgarde angeschlossen hatten, langsam auf Weile zurück. Die am Eingange der Stadt angebrachte Verbarrikadirung wurde nach einem vorausgegangenen kurzen Artilleriegefecht von dem Regiment „Hessen“ mit dem Bajonnet genommen, und nach einem ziemlich lebhaften Straßengefecht eröffnete man den Angriff auf die von dem dänischen General hinter Weile bezogene, nach österreichischen Berichten außerordentlich feste Stellung. In Wahrheit mangelten den Dänen die Mittel zu einer ausgiebigen Vertheidigung dieser Position. Denn General Hegermann hatte nur drei schwache und durch die früheren Niederlagen sehr herabgekommene Infanterieregimenter, zwei Cavallerieregimenter, welche ebenfalls sehr zusammengeschmolzen und durch Detaschirungen geschwächt waren, eine gezogene, eine glatte Batterie und einige Raketen-geschütze. Die Oestreicher machten hier an sich selbst die Erfahrung, von wie geringer Bedeutung dem heutigen Stande der Kriegskunst gegenüber die von ihnen so hoch gehaltenen Raketen sind.

An Truppenzahl waren die Oestreicher ihren Gegnern nur unbedeutend überlegen, dagegen brachten sie nach und nach vierzig gezogene Geschütze, darunter sechzehn Achtpfünder, ins Feuer.

Unter Mitwirkung der Brigade Gondrecourt wurden nach einer tüchtigen Kanonade die von den Dänen besetzten Anhöhen genommen. Letztere zogen sich in guter Ordnung gegen Horsens zurück und wurden angeblich der Dunkelheit wegen nicht weiter verfolgt.

Abgesehen von dem Ausbleiben Reippergs und dem kopflosen Vorkampfsjagen der Dragoner war dieses Gefecht zweckmäßiger geleitet als die früheren. Die Infanterie erinnerte sich daran, daß sie mit ihren Gewehren auch schießen könne, und erlitt darum auch einen weit geringeren Verlust, als bei der Taktik von Deversee.

Dagegen waren die so sehr hervorgehobenen Leistungen der österreichischen Artillerie keineswegs glänzend. Vierzig gezogene Geschütze gegen acht gezogene und sechs glatte ist an und für sich ein zu auffallendes Mißverhältniß, als daß man von einem besonderen Verdienste des Siegers sprechen könnte, abgesehen davon, daß bei der Beschießung des engebauten, mit Truppen und Fuhrwerken vollgepfropften Weile das concentrische Feuer der Oestreicher doppelt furchtbar wirken mußte. Gleichwohl berichten die österreichischen Rapporte von einer anderthalbstündigen Kanonade. Vergleicht man damit den verhältnißmäßig geringen Verlust der Dänen (etwa 200 Mann), so wird man kaum von ausgezeichnete Wirkung der österreichischen Artillerie sprechen. Was die

Außerung des Generals Hegermann über das unwiderstehliche Feuer der österreichischen Artillerie betrifft, so bemerkt selbst die in Wien erscheinende und sich nur selten zu einem Zweifel an dem Evangelium eines officiellen Berichts erkühnende Militärzeitung, daß der Besiegte in der Regel weit lieber der besseren Bewaffnung und der durch zufällige Umstände erhöhten Wirkung der Waffen des Gegners als der geringeren Tapferkeit und dem Ungeschick seiner eigenen Truppen die Schuld seiner Niederlage beizumessen geneigt sei.

Die Resultate dieses Gefechtes waren gering. Nur langsam und mit einem kleinen Theile ihrer Streitkräfte gingen die Oestreicher, nachdem sich Keipperg am 9. März mit dem Hauptcorps vereinigt hatte, vorwärts, hielten nach althergebrachter Weise Recognoscirungen, die dieses Mal ganz unblutig abliefen, und zogen sich schon am 13. wieder auf Beile zurück.

Demungeachtet stieg der Siegesrausch in Wien auf das Höchste, und die österreichische Presse erschöpfte sich in der ungemessensten Verhöhnung der „Langsamkeit und Vorsicht der preussischen Truppen“; ja, sie blieb bei diesem Tone auch dann noch, als die Oestreicher nun gleich lange Zeit zwar nicht unthätig blieben — der Hin- und Hermärsche der einzelnen Brigaden gab es in der That noch genug — aber zu der Entscheidung des Kampfes so gut wie nichts mehr beitrugen. Endlich rückten sie vor Fridericia und lagen ziemlich rathlos vor diesem Plage, zu dessen Beschließung ihnen alle Mittel fehlten.

Die Erstürmung der düppler Schanzen brachte zwar das Wunder zuwege, daß man auf österreichischer Seite auch den Preußen „einige Umsicht und einen Muth, den man gar nicht erwartet hätte“, zugestand, steigerte aber auch die Vermessenheit auf die höchst mögliche Höhe. „Wenn die Preußen die einfachen Erdwälle erstürmten, so muß für die Oestreicher die Erstürmung der gemauerten Wälle Fridericias nur ein Kinderspiel sein“; solche und ähnliche Weisheit war täglich zu hören und zu lesen, und obgleich man den hervorragenden Antheil, den die preussische Artillerie an dem Falle der düppeler Schanzen genommen, anerkennen mußte und recht wohl wußte, daß die schüchternen Versuche der österreichischen Kanonen vor Fridericia nur geringen Erfolg gehabt hatten, entblödete man sich doch nicht, von „den eminenten, zuvor gar nie geahnten und auf fabelhafte Entfernungen feuernden“ österreichischen Geschützen zu erzählen.

Einige unbedeutende Scharmügel waren in dieser langen Zeit das Einzige, was über die Thätigkeit der österreichischen Truppen verlaute. Doch bot ein derartiges Scharmügel Gelegenheit zu abermaligen Ergüssen eines faselnden Patriotismus. Die einzigen bei demselben Verwundeten gehörten dem italienischen Regimente Holstein an, und sogleich wurde der Welt in Erinnerung gebracht, welche unvergleichliche Tapferkeit von allen österreichischen Truppen, welcher Nationalität dieselben auch angehören mögen, unter allen Umständen bewährt wird\*), und wie die Söhne aller Bruderstämme des Reiches den unauslöschlichen Ritt desselben mit ihrem Blute aufs Neue gekräftigt hätten.“ Gar nicht besonders erbaulich klingt, was man weiter that oder richtiger thun ließ.

Am 29. April begab sich, daß die Schleichpatrouillen der Oestreicher, welche nach ihren Berichten „die Festung Fridericia auf das engste eingeschlossen hielten und unablässig auch die geringste Bewegung des Feindes beobachteten“, einige aus der Festung kommende Civilpersonen bemerkten und festhielten. Es

\*) Es ist wirklich merkwürdig, von welcher außerordentlichen Einwirkung die Grenzlinie des Mincio geworden ist; denn nach dem Berichte der österreichischen Zeitungen ist die gesammte italienische Armee ein Gemenge der jämmerlichsten Feiglinge, zu welchen natürlich auch die Lombarden gehören, von welchen der noch zu Oestreich gehörende Theil nach der Logik jener Leute zu den Musterbildern der Tapferkeit zählt.

waren die Mitglieder einer Bürgerdeputation, von welcher einige herbeikommende Offiziere zu ihrem nicht geringen Staunen erfuhren, daß die Festung bereits seit mehren Stunden von ihrer Besatzung ganz verlassen sei. Rasch verbreitete sich diese Nachricht im österreichischen Lager, aber niemand wollte sie glauben, und erst nach einigen Stunden hielten die ersten Abtheilungen vorsüchtig ihren Einzug — die Festung mit allen Geschützen und einem großen Theile ihrer Vorräthe war den Oestreichern ungefähr in der Art in die Hände gefallen, wie eine reife Birne in den Mund eines Schlafenden.

Gleichwohl war man dreist genug, diese durch ganz andere Ursachen herbeigeführte Räumung Fridericias der Furcht vor den österreichischen Waffen zuzuschreiben, ja man nannte ganz ungeschweht diesen Einzug in eine verlassene Festung und das Wegführen der vernagelten Kanonen eine Eroberung! — Behaglich ruhte man nun auf den gewonnenen Lorbeeren aus, und die Demolirung der Werke von Fridericia und des bei der Festung angelegten Lagers, sowie die Wegschaffung der Geschütze und die Eintreibung der von dem Feldmarschall Wrangel ausgeschriebenen Contributionen waren bis zu der im Mai eintretenden Waffenruhe die einzige Thätigkeit der Oestreicher.

Das Seegefecht bei Helgoland gehört, da hier nur von den Leistungen der österreichischen Landtruppen die Rede ist, nicht in das Bereich dieser Skizze; und die Befreiung der friesischen Inseln ist nur zu einem mäßigen Theil das Verdienst der österreichischen Landtruppen. Das größere Verdienst gebührt der allirten Flotte und von dieser wieder (freilich der Natur der betreffenden Gewässer nach) den preussischen Kanonenbooten.

Und welcher Erfolg erwuchs aus den speciellen Leistungen der Oestreicher, welchen Gewinn zog Oestreich aus der Betheiligung an diesem Kriege? —

Abgesehen von dem politischen Gewinn bei der Angelegenheit (über den die österreichischen Staatsmänner vorläufig wohl noch keine besonders lebhafteste Freude empfinden), war der Erfolg wohl den wirklichen Leistungen der Kaiserlichen, nicht aber den von denselben gemachten Anstrengungen angemessen, und noch weniger entsprach er dem Siegesjubel, der nach jedem der kleinen Gefechte in Wien ertönte.

Eine dänische Division wurde zwar in drei Gefechten zurückgedrängt, allein weder aufgerieben, noch von der gesicherten Verbindung mit den Ibrigen abgeschnitten. Vergeblich waren die Bemühungen, die Schuld dieses halben Erfolges auf die Preußen zu schieben. Fünf Brigaden leisteten das, was zwei Brigaden hätten thun können und eigentlich auch wirklich thaten, da, wie hier gezeigt wurde, bei Obersell, Deverssee und Beile immer nur eine, höchstens zwei Brigaden operirten, daher denn auch die gesammte Hilfeleistung der Allirten Preußens auf die Mitwirkung einer Division reducirt werden kann.

Nicht ein wichtiger Punkt wurde von den Oestreichern genommen, nicht ein entscheidender Schlag geführt. Denn das Dannewerk würde auch vor zehn Gondrecourts nicht geräumt worden sein, wären nicht die Preußen durch den Schleißübergang in Flanke und Rücken der Dänen gelangt. Düppel und Alsen wurden von den Preußen erstürmt, und Fridericia fiel ohne Zuthun der Oestreicher, es hätte dieser Platz, der übrigens zur Zeit, als er von den Dänen verlassen wurde, keine Wichtigkeit mehr besaß, ebensogut von der preussischen Gardedivision, welche erst von den Oestreichern abgelöst wurde, in Besitz genommen werden können.

Die österreichischen Truppen haben sich mit unläugbarer Tapferkeit geschlagen, und auch die obere Leitung war zeitweise befriedigend, aber der Totalerfolg kann in keiner Hinsicht zur Genugthuung gereichen, und der oft citirte Satz des Geheimrathes Schlosser, „daß die Oestreicher unüberwindlich seien, sobald

sie nicht von Prinzen und Privilegirten, die im Schlafe zu Generalen vorrücken, geführt würden," würde namentlich nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges richtiger lauten: „Die Oestreicher würden zu den besten Soldaten der Welt gehören, sobald sie nicht nur tüchtige, d. h. nicht bloß muthige Anführer erhalten, sondern auch von den Fesseln der Pedanterie und der Bureaucratie befreit, nach einem besseren Systeme ausgebildet und organisiert und vor allem der Intelligenz zugänglicher gemacht würden — kurz sobald sie aufhören würden, Oestreicher in der heutigen Bedeutung des Wortes zu sein. — D. —

### Militärischer Brief.

Ein den Frieden sicherstellender Waffenstillstand hat den Krieg in Schleswig beendet und ein für Deutschland vortheilhaftes Resultat herbeigeführt. Man darf dies sagen, obgleich die endliche Feststellung der Verhältnisse von Schleswig-Holstein noch nicht erfolgt ist und auch noch nicht übersehen werden kann. Die sich daran knüpfenden Betrachtungen wollen wir den Politikern überlassen und uns nur auf das Militärische beschränken, worin bei diesem Feldzuge die Politik mehr als sonst zu Tage getreten ist. Schon in einem früheren Briefe ist der Einfluß der Politik auf den Krieg näher besprochen und auch darauf verwiesen, wie das schärfere Interesse, mit welchem Preußen sich an den Ereignissen theilnahmte, sich darin ausdrückte, daß stets die preussischen Truppen die entscheidenden Schritte thaten, während die Oestreicher sich darauf beschränkten, da wo sie durch die Verhältnisse zum Gefecht kamen, ihre soldatische Tüchtigkeit zu zeigen. In dem letzten Abschnitt überließen die Oestreicher die Handlung den Preußen ganz. So sehr auch die militärischen Rücksichten geboten, nach dem den östreichischen Truppen gegenüberliegenden Fünen mindestens gleichzeitig wie nach Alsen überzugehen, verzichteten sie auf diesen, den Krieg sofort entscheidenden Schritt. So nothwendig und natürlich es erschien, daß das unter östreichischem Befehl stehende Nordseegeschwader die Dänen aufsuchte und diesen den Nimbus der Seeherrschaft benahm, der allein noch die Kopenhagner unklar über ihre Lage macht, so wurde doch dieser Schritt vermieden, und die im Verhältniß großen Streitkräfte begnügten sich mit dem Kampf gegen die Küstenschiffe des Capitän Hammer. Dieses Aufstellen großer Streitkräfte ohne damit zu handeln ist nicht nur politisch und militärisch, sondern auch finanziell unrichtig. Doch dieser Vorwurf ist nicht nur diesem einzelnen Fall, sondern dem ganzen Kriege zu machen. Politisch und militärisch unrichtig war es, weil vollendete Thatsachen und rasches Handeln den Geist der Diplomaten und der Soldaten am besten zum Entschluß und zur Thatkraft führen. Die ökonomische Seite der Sache scheint nicht so bedeutend und bedarf näherer Beleuchtung. Ein Krieg ist, wie jedermann gern zugeben wird, ein großes finanzielles Unternehmen; schon Friedrich der Große sprach aus: derjenige bleibt zuletzt Sieger, welcher den letzten Thaler in der Tasche behält. Jeder Privatmann wird, wenn er sein Capital in ein Unternehmen steckt, darauf sehen, daß es unausgesetzt arbeitet und so lange arbeitet, als Chancen zum Gewinn vorhanden sind. Im letzten Kriege ist das nicht geschehen, das Capital hat überall mehr still